

Flecken auf der Ehre.

Roman von **Reinhold Ortmann**.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Nach der schlimmen Wendung im Zustande Ihres Sohnes durfte ich mich freilich nicht länger an mein Versprechen, Ihnen seine Rückkehr zu verheimlichen, gebunden halten," fuhr Hugo Seefeld zu dem Grafen fort, „und es wäre ein Unrecht gewesen, auch nur eine einzige Stunde durch müßiges Zögern zu verlieren. Trotz dringender Geschäfte, die meine Reise zu einem für die Firma sehr fatalen Zwischenfall machen, zweifelte ich doch keinen Augenblick, daß ich meine Botschaft weder der Post noch einem Boten anvertrauen dürfe. Sie begreifen nun auch, Herr Graf, daß ich selbst vor einer scheinbar unerhörten Zudringlichkeit nicht zurückschrecken durfte."

„Ich begreife es nicht nur, sondern ich danke Ihnen dafür von Herzen. Aber was erwarten Sie nun von mir, mein Herr?"

„Ich glaubte annehmen zu dürfen, daß Sie noch heute oder — wenn dies des Festes wegen unmöglich ist — doch spätestens morgen nach Hamburg fahren würden, um Ihren Sohn noch lebend wiederzusehen."

Graf Westernhagen ging mit starken Schritten auf und nieder, die düster gefurchte Stirne tief gesenkt und die Arme über der Brust verschränkt. Es war ersichtlich ein sehr harter Kampf, welchen er da zu bestehen hatte, und als er das Ergebniß desselben endlich in Worte kleiden konnte, da klang ihm seine eigene Stimme gepreßt und rauh an das Ohr wie diejenige eines Fremden.

„Ich empfinde kein Bedürfniß, ihn noch einmal zu sehen," sagte er, dem Anderen geflissentlich den Rücken zukehrend. „Ein Mensch, der wegen Entführung eines minderjährigen Mädchens und wegen versuchten Todtschlages unter ganz besonders erschwerenden Umständen steckbrieflich verfolgt wurde, mag ja äußerlich und dem Gesetze nach noch immer mein Sohn bleiben, für mein Herz aber ist er es nicht mehr."

Hugo Seefeld blies auf seinen goldenen Stocknopf. „Nur wegen versuchten Todtschlages, Herr Graf?" fragte er mit einem Ausdruck, als spräche man beiläufig von irgend einer interessanten Zeitungsnotiz. „Ihr Herr Sohn selbst ist der Meinung, einen vollendeten Mord begangen zu haben."

„Und er ist nichts Besseres als ein Mörder! Doktor Mörner zwar ist von der Schußwunde, die ihm der Wahnsinnige beigebracht, nach langem Krankenlager genesen; seine Tochter aber hat die Schrecken jener Nacht nicht verwinden können und ist ein halbes Jahr darnach angeblich an einer Lungenentzündung, in Wahrheit aber wohl an gebrochenem Herzen gestorben."

„Hm — sehr traurig — in der That! Und Sie sind fest entschlossen, Ihrem sterbenden Sohne nicht zu vergeben?"

„Er hat die Ehre seines Namens mit Füßen getreten — er ist ein Unwürdiger — nein, ich kann ihm nicht verzeihen!"



Fischerkinder. Nach einem Gemälde von Paul Wagner. (S. 251)

„Der Herr Graf sind mir darüber natürlich keine Rechenschaft schuldig und können ganz nach eigenem Belieben handeln. Aber die Sache hat außer der sentimentalen doch auch eine praktische Seite. Wäre der junge Herr halbwegs wieder hergestellt worden, so hätte ich — wie gesagt — wohl ein Mittel gefunden, ihn insgeheim nach Amerika oder sonst wohin zu schaffen. Da er nun aber sterben wird, sehe ich keine Möglichkeit mehr, die ganze Angelegenheit noch länger zu verheimlichen. Ein lebendiger Mensch, und wäre es auch ein Kranker, läßt sich vor der Aufmerksamkeit der Behörden verbergen — eine Leiche nicht! Wenn Sie mir also jetzt in bündiger Form erklären, daß Sie mich nicht nach Hamburg begleiten und mit der Angelegenheit nichts zu schaffen haben wollen, so bin ich natürlich auch für meine Person von jeder weiteren Rücksichtnahme entbunden und werde in diesem Falle nicht anstehen, zu meiner eigenen Rechtfertigung der Hamburger Staatsanwaltschaft den ganzen Sachverhalt mitzutheilen, so lange Ihr Herr Sohn für den Arm der irdischen Gerechtigkeit noch erreichbar ist."

„Wie? Sie wollen einen Sterbenden an die Behörden ausliefern?"

„Soll ich mich der Gefahr einer Bestrafung aussetzen, Herr Graf, während Sie selbst, den es doch eigentlich viel näher angeht, keine Neigung bezeigen, irgendwelche Opfer zu bringen."

Gerade weil er immer in demselben gleichmüthig verbindlichen Tone sprach, zweifelte Graf Westernhagen keinen Augenblick, daß er seine Drohung zur Wahrheit machen würde. In verbissenem Zorn preßte er die Handflächen gegeneinander.

„Sie haben meinen Worten eine falsche Deutung gegeben, mein Herr, denn so war es nicht gemeint! Es muß natürlich meine vornehmste Aufgabe sein, zu verhindern, daß Ihnen aus Ihrer großmüthigen Handlungsweise irgendwelche Unannehmlichkeiten erwachsen, und wenn Sie glauben, daß meine Anwesenheit in Hamburg nach dieser Richtung hin von Nutzen sein kann, so stehe ich Ihnen selbstverständlich ganz zur Verfügung. Ich bin bereit, morgen mit dem ersten Frühzuge zu fahren, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie bis dahin die bescheidene Gastfreundschaft meines Hauses annehmen wollten."

Hugo Seefeld verbeugte sich zustimmend. „Ich mache von diesem liebenswürdigen Anerbieten Gebrauch, weil mein Erscheinen und unsere gegenwärtige Unterredung in den Augen Ihrer Gäste dadurch vielleicht ihren auffälligen Charakter verlieren. Und ich behändige Ihnen gleich jetzt für alle Fälle die Adresse Ihres Sohnes; denn — Ihr Wort in Ehren, Herr Graf — ich kann nicht glauben, daß Sie gegen Ihr eigen Fleisch und Blut unversöhnlich sein werden, während Sie sich doch gegen die Verirrungen Anderer so überaus nachsichtig zeigen."

Der Graf blickte verwundert auf. „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr! Gegen die Verirrungen Anderer?"

„Nun ja! Es bekundet doch unzweifelhaft einen hohen Grad von Duldsamkeit und Humanität, daß Sie die wichtigste und verantwortlichste Stellung auf Ihrem Besitzthum einem Manne anvertrauten, dessen Vergangenheit vielleicht nicht vorwurfsfreier ist, als diejenige des jungen Herrn Grafen."

„Sie sehen mich vollständig überrascht! Sprechen Sie da von meinem Oberverwalter?"

„Von Herrn Hartwig Steensborg — allerdings! Aber wenn Sie von diesen Dingen überhaupt nicht unterrichtet sind, so bitte ich um Verzeihung. Es war natürlich nicht meine Absicht, eine Indiskretion zu begehen."

„Von einer Indiskretion kann da nicht die Rede sein. Hat sich Herr Steensborg jemals einer wirklichen Ehrlosigkeit schuldig gemacht, so kann ich ihn selbstverständlich nicht als meinen Vertreter auf Rambow dulden. Aber ich bin in der That bestürzt, etwas Derartiges glauben zu sollen. Der junge Mann war mir von einem meiner Verwandten, der ihn in Amerika kennen gelernt hat, so warm empfohlen worden, daß ich es für überflüssig hielt, weitere Erkundigungen über sein Vorleben einzuziehen."

„Und Herr Steensborg selbst? Hat er Ihnen nicht gesagt, wie er dazu kam, nach Amerika zu gehen? Versuchte er nicht, Ihnen zu erklären, warum er in einer abhängigen Stellung für sein tägliches Brod arbeiten muß, obwohl er der einzige Sohn eines Mannes ist, dessen Vermögen nach Millionen zählt."

„Er hat niemals über seine Vergangenheit und über seine persönlichen Verhältnisse gesprochen. Er ist der Sohn eines Millionärs, sagen Sie?"

„Ich bin zufällig ein wenig über diese Dinge unterrichtet, denn ich habe ja die Ehre, seit Kurzem der jüngere Theilhaber des Herrn Jakob Steensborg zu sein, der bis dahin viele Jahre hindurch das Welthaus Ottendorf & Comp. allein repräsentirt hat. Und ich kannte den Sohn meines jetzigen Compagnons schon, da er noch fast ein Knabe war."

„Eine sehr überraschende Enthüllung — in der That! Herr Hartwig Steensborg wurde also, wenn ich Sie recht verstehe, von seinem Vater verstoßen? Und aus welchem Grunde?"

Seefeld zog mit einer vieldeutigen Geberde die Schultern in die Höhe. „Ich halte mich nicht befugt, Herr Graf, ein Geheimniß, welches nicht das meinige ist, vollständig preiszugeben. Alles, was ich Ihnen mit gutem Gewissen mittheilen kann, ist, daß der junge Mann seiner Zeit eine wichtige Vertrauensstellung im Geschäft seines Vaters bekleidete und daß damals sehr große Summen durch seine Hände gingen. Die von ihm geführten Bücher waren auch scheinbar stets in der besten Ordnung. Eines Tages aber mußte er nach einer heftigen Scene mit seinem Vater, einem Kaufmanne von strengster Ehrenhaftigkeit, bei Nacht und Nebel das Haus verlassen und sich nach Amerika einschiffen. Die näheren Umstände entziehen sich, wie gesagt, meiner Berichterstattung."

„Es ist nach diesen Andeutungen leicht genug, sie zu errathen. Und das Verbrechen war ein so schweres, daß Herr Jakob Steensborg sich für immer von seinem Sohne lossagte?"

„Ich bemerkte bereits, daß mein Compagnon ein Charakter von unerschütterlicher Rechtschaffenheit ist. Ich bin sicher, daß er viele harte Kämpfe mit seinem eigenen Herzen zu bestehen hatte, aber sein strenges kaufmännisches Gewissen behielt doch den Sieg. Als Herr Hartwig auch in Amerika Schiffbruch gelitten hatte, machte er erneute und wahrscheinlich sehr eindringliche Versuche, die väterliche Verzeihung zu erlangen. Aber er wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen, und jetzt erst entschloß er sich, eine dienende Stellung anzunehmen, allerdings wohl in der Hoffnung, daß es sich nur um ein kurzes Uebergangsstadium handeln werde. ‚Ich würde nicht daran denken, mich wie ein Pflugstier in das Joch spannen zu lassen,' äußerte er vor seiner Abreise, ‚wenn ich nicht wüßte, daß dieser Graf Westernhagen zwei ledige Töchter hat. Und wären sie häßlich wie die Nacht — man muß eben sein Glück zu machen suchen, so gut oder so schlecht es geht!'"

„Der Nichtswürdige!" brauste Graf Westernhagen auf, dem plötzlich wieder die Warnungen seiner Frau und Edith's blasses, bekümmertes Gesicht vor der Seele standen. „Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für diese Eröffnungen, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß der saubere Herr bei mir wenigstens das gesuchte Glück nicht finden wird!"

„Ich glaubte Ihnen einige Aufklärung schuldig zu sein, da ich Sie zu meiner Ueberraschung so ganz ohne jede Kenntniß der Verhältnisse sah; aber Sie werden begreifen, daß es mir peinlich sein würde, in den Augen des Herrn Steensborg, der mich ohnedies mit seinem besonderen Hasse beehrt, etwa für einen niedrigen Angeber zu gelten."

„Sie haben nichts Derartiges zu besorgen, denn ich sehe keine Veranlassung, mich mit meinem bisherigen Oberverwalter in lange Erörterungen über die Gründe der Verabschiedung einzulassen, die er noch heute erhalten wird. Er empfängt sein Gehalt für die ganze Dauer unseres Kontraktes und damit hat er sich eben zu begnügen. Es ist nicht meine Art, mich mit Leuten solchen Schlages ohne Noth aufzuhalten."

So vollständig hatte der wohlerzogene Aristokrat seine Gesichtsmuskeln in der Gewalt, daß bei seinem Wiedereintritt in den Speisesaal wohl Keiner bemerkte, welche Qualen er während der letzten Viertelstunde erduldet. Mit einem verbindlichen Lächeln führte er den Theilhaber der weltberühmten Firma Ottendorf & Comp. an den für ihn bestimmten Platz und stellte ihn dort seinen beiden Tischnachbarn vor; ja, er hatte sogar über all' der martervollen Aufregung nicht eine einzige der launigen Wendungen des wohlvorbereiteten Trinkspruchs vergessen, mit welchem er gleich nachher die Gesundheit seiner Gäste ausbrachte.

17.

Erst unmittelbar vor dem Festmahle war Hartwig inmitten der glänzenden Gesellschaft aufgetaucht, und selbst wenn sich Edith nicht an die Zusage gebunden geglaubt hätte, welche sie in der verwichenen Nacht mit blutendem Herzen ihrer Schwester gegeben, würde sie kaum Gelegenheit gefunden haben, bis zum Beginn der Tafel unauffällig ein Wort oder auch nur einen Blick mit ihm zu tauschen.

Wennschon Graf Westernhagen vorurtheilslos genug gewesen war, ihn für die Dauer dieses Tages ganz zu seinen Gästen zu zählen, war es doch selbstverständlich, daß man Hartwig seinen Platz ziemlich tief am unteren Ende der Tafel angewiesen hatte, und es standen so viele von den silberprunkenden Tafelaufsätzen des gräflichen Hauses und so viele mächtige Blumensträuße zwischen ihm und der jungen Komtesse, daß er kaum hier und da für eine flüchtige Sekunde den Anblick ihres lieblichen, seit dem gestrigen Abend so seltsam veränderten Gesichtchens zu erhaschen vermochte.

Auch er hatte die auffällige Entfernung des Gastgebers bemerkt; aber er war viel zu sehr von anderen Gedanken in Anspruch genommen, als daß er ihr hätte besondere Beachtung schenken sollen. Nun aber blickte er plötzlich in höchster Ueberraschung auf, denn er hatte in seiner unmittelbaren Nähe den Klang einer weichen, angenehmen Stimme vernommen, die er unter Hunderten erkannt haben würde und die ihm widerwärtig war, wie keine andere in der Welt.

Im ersten Augenblick hatte er an eine Täuschung, an eine merkwürdige Aehnlichkeit geglaubt, nun aber durfte er nicht mehr zweifeln, daß sein Ohr ihn zuverlässig berichtet habe, denn da saß — kaum drei Schritte von ihm entfernt — lächelnden Antlitzes Hugo Seefeld neben einer der jungen Damen, mit seinen wohlgepflegten Fingern in vollendeter Geschicklichkeit den Flügel eines Hühnchens zerlegend. Hartwig fühlte, wie ihm ein Blutstrom siedend heiß nach Stirn und Wangen emporwallte, und seine erste Empfindung war das Verlangen, aufzuspringen und den Elenden wie einen frechen Eindringling von seinem Platze zu weisen.

Mit fieberhafter Ungeduld erwartete er die Aufhebung der Tafel. Aber sein Wunsch, dem Gegner Auge in Auge gegenüberzutreten, erfüllte sich auch dann nicht sogleich. Graf Westernhagen näherte sich dem mit ihm gekommenen Gaste, um ihn wenigstens einem Theil der Gesellschaft vorzustellen.

Währenddessen stand Hartwig mit finster gefurchter Stirn und zornig zusammengepreßten Lippen abseits am Fenster, wo er Niemandes Aufmerksamkeit erregen konnte, und folgte jeder Bewegung des Mannes, der seiner festen Ueberzeugung nach gekommen war, um ihn zu verderben, mit den Blicken. Die Meisten gingen an ihm vorüber, ohne ihn überhaupt zu sehen, und nun kam auch Komtesse Edith am Arme ihres Tischnachbars, der mit seinen Versuchen, eine lebhafte Unterhaltung in Fluß zu bringen, noch immer nicht viel glücklicher zu sein schien, als am Vormittag.

Sie hatte die schönen Augen, die sonst so munter umherschweiften, auf den Boden geheftet; aber als sie Hartwig jetzt so nahe gekommen war, daß die Falten ihres Gewandes ihn fast berührten, erhob sie zufällig den Kopf, und ihr Blick begegnete dem seinigen. Mit welchem Entzücken hatte ihn gestern Abend im blassen Mondlicht das zärtliche und glückselige Leuchten auf dem Grunde dieser feuchtschimmernden Augensterne erfüllt, und wie ganz verändert, wie todestraurig und wie angstvoll fragend schauten sie ihm jetzt entgegen! Nun begriff er auch mit einem Male, daß es mehr als ein bloßer Zufall gewesen sein müsse, wenn Edith auch nach der Aufhebung der Tafel nicht versucht hatte, in seine Nähe zu kommen, und wenn sie jetzt ohne Wort und Gruß — nur mit diesem schmerzlich forschenden Blick — an ihm vorüberschritt.

Wie ein Träumender, der die häßlichen Vorspiegelungen seiner Einbildungskraft verscheuchen will, strich er mit der Hand über Stirn und Augen; da gewahrte er, daß das weiße, heiter lächelnde Antlitz Hugo Seefeld's wie mit einem Ausdruck höhnischen Triumphes auf ihn gerichtet war, und diesem verhaßten Anblick gegenüber verließ ihn die Kraft der Selbstbeherrschung, die er sich bis dahin mannhaft bewahrt.

Unbekümmert darum, daß Seefeld eben in einer Unterhaltung mit dem Grafen Botho v. Thun begriffen schien, verließ Hartwig seinen Platz und trat auf ihn zu.

„Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen,“ sagte er kurz und fast befehlend. „Wollen Sie mich in eines der Nebenzimmer begleiten?“

Der Husarenlieutenant wollte mit einer Geberde unwilligen Erstaunens beiseite treten; aber durch einen Blick, der nicht mißzuverstehen war, hielt ihn Seefeld zurück.

„Ich war der Meinung, daß wir uns bereits vor einer Reihe von Wochen Alles mitgetheilt hätten, was wir einander zu sagen haben,“ erwiederte der junge Kaufmann mit einer kühlen und höflichen Ruhe, die zu Hartwig's heftigem Ton in einem entschieden vortheilhaften Gegensatz stand. „Und für den Augenblick bin ich überdies, wie Sie sehen, anderweitig in Anspruch genommen.“

„Wozu diese Redensarten und diese lächerliche Komödie!“ brauste Hartwig, dessen Zorn durch Seefeld's herausfordernde Kaltblütigkeit nur gesteigert wurde, noch unwilliger auf. „Ich will von Ihnen nur Antwort haben auf eine einzige Frage, unumwundene, mannhafte Antwort, soweit Sie überhaupt den Muth besitzen, für Ihre Handlungen einzustehen!“

„Und diese Frage?“

„Weshalb sind Sie hierhergekommen? Warum wollen Sie sich nicht begnügen mit dem, was Sie in meines Vaters Hause erreicht haben? Um welches weiteren Gewinnes willen fordern Sie mich zu einem Kampfe heraus, der leicht genug mit Ihrem Verderben endigen könnte?“

Der Lieutenant, welcher ein halb gezwungener Zeuge dieser seltsamen Unterhaltung geworden war, blickte in höchstem Erstaunen von dem Einen zum Anderen. Niemals hatte er bei ähnlicher Gelegenheit einen merkwürdigeren Gegensatz gesehen, als den zwischen dem zornerfüllten Antlitz, den sprühenden Augen des Oberverwalters und dem farblosen, noch immer beinahe verbindlich lächelnden Gesicht seines neuen Bekannten.

„Das sind schon drei Fragen statt einer,“ lautete Seefeld's Entgegnung, „und sie sind überdies von einer Beschaffenheit, welche mir die Beantwortung nicht ganz leicht macht. Sie werden begreifen, Herrn Steensborg, daß ich nicht geneigt bin, Ihnen unter dem Druck einer Drohung Rede zu stehen, am wenigsten hier, wo Ihr sonderbares Benehmen sehr leicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann.“

Eben jetzt näherten sich einige andere Gäste ahnungslos der kleinen Gruppe, und Hartwig erkannte, daß es in der That unmöglich sei, das Gespräch an diesem Ort fortzusetzen.

„Wohl, mein Herr Seefeld,“ sagte er, seine Stimme dämpfend, „ich werde Sie in zwei Stunden unten im Park am Weiher erwarten, und ich hoffe, Sie werden bis dahin die Antwort auf meine Fragen gefunden haben! An jenem Orte haben Sie ja sicherlich keine zudringlichen Ohrenzeugen zu fürchten, ausgenommen natürlich diejenigen, welche Sie sich vielleicht zu Ihrer persönlichen Sicherheit mitbringen.“

Mit einem geringschätzigen Blick streifte er bei diesen Worten den Grafen Botho und trat dann zurück, um nicht nur den Speisesaal, sondern die Festräume überhaupt zu verlassen.

Er ging auf sein Zimmer und trat an das geöffnete Fenster desselben, um seine brennende Stirn in dem kühl hereindringenden Luftstrom zu baden. Die Schatten der Dämmerung begannen sich eben über die leise rauschenden Baumwipfel des Parkes herabzusenken, und selbst Hartwig's scharfe Augen vermochten nur noch undeutlich die einzelnen Gegenstände wahrzunehmen. Eine dunkelgekleidete weibliche Gestalt, welche zuweilen für die Dauer einer Sekunde hinter den ersten Stämmen auftauchte, um dann sogleich wieder in dem bergenden Schatten zu verschwinden, mußte, da sich dasselbe Spiel wohl fünf- oder sechsmal wiederholte, nothwendig endlich seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Plötzlich schien sie verschwunden, und schon in der nächsten Minute hatte Hartwig über all' den trüben Gedanken, die mit erneuter Gewalt auf ihn einstürmten, den kleinen, unbedeutenden Zwischenfall vollständig vergessen.

Da — es mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, seitdem er die Gestalt zum letzten Mal zwischen den Bäumen gesehen — ließ ihn ein kurzes und energisches Klopfen an die Thür seines Zimmers aus seinem Brüten auffsehen.

Fast unwillig rief er „Herein!“ und seine Ueberraschung war nicht gering, als er dieselbe weibliche Person, die da unten durch ihr seltsames Gebahren seine Aufmerksamkeit erregt, hereinschlüpfen sah. Auch jetzt erkannte er sie nicht sogleich, denn sie hatte den Kopf mit einem Tuche verhüllt, welches ihr Gesicht völlig beschattete. Als sie nun aber — hart neben der Thür stehenbleibend — ein kurzes, rauhklingendes „Guten Abend“ hervorstieß, wußte er sogleich, wen er da vor sich habe.

„Sie sind es, Johanna?“ fragte er einigermaßen verwundert. „Waren Sie es nicht auch, die sich vorhin so ängstlich hinter den Bäumen zu verstecken suchte?“

„Ja!“ gab sie in ihrer raschen Weise zurück. „Ich wartete auf eine Gelegenheit, Sie auf mich aufmerksam zu machen und mit Ihnen zu sprechen. Ich sah Sie hier oben am Fenster stehen. Nun bin ich selbst heraufgekommen.“

„Weshalb aber mußten Sie so ängstlich zu Werke gehen, wenn Sie mir etwas mitzutheilen wünschten? Es hätte Ihnen hier doch sicherlich Niemand etwas zu Leid gethan.“

„Hier nicht!“ entgegnete sie finster und bedeutsam. „Aber es gibt auch andere Leute, die auf mich achten und mich belauern. Und ich habe Ursache, mich vor ihnen in Acht zu nehmen!“

Er glaubte sehr wohl zu wissen, wen sie meinte; aber wenn sie, wie er vermuthete, gekommen war, um ihm freiwillig ein Bekenntniß abzulegen, so war es jedenfalls am besten, sie nicht erst durch Fragen zu reizen und zu verwirren.

„Wollen Sie sich nicht wenigstens setzen, Johanna?“ sagte er freundlich. „Wenn Sie da so vermummt an der Thür stehen, sieht es ja fast aus, als ob Sie sich vor mir fürchteten.“

Sie schüttelte den Kopf, aber sie rührte sich nicht von der Stelle.

„Ich fürchte mich nicht; aber wir können ja recht wohl miteinander sprechen, auch wenn ich hier stehen bleibe.“

(Fortsetzung folgt.)

Fischerkinder.

(Mit Bild auf Seite 249.)

Im Röhricht am Seeufer, wohin uns Paul Wagner's Gemälde „Fischerkinder“ (siehe den Holzschnitt auf S. 249) versetzt, schaukelt ein Kahn auf einer Stelle, wo die Fische gern anbeißen. Der Kleine im Vordertheil des Bootes wirft soeben die Angel aus; er versteht es schon, im richtigen Augenblick die Ruthe in die Höhe zu schnellen, um einen der silbergeschuppten Wasserbewohner seinem flüssigen Elemente zu entreißen. Auf der mittleren Bank des Nachens aber sitzt die ältere Schwester, damit beschäftigt, die gefangenen Fische gleich für die Küche herzurichten, wobei ihr das „Nesthäkchen“ zuschaut.

Ein Damenkirchenchor in Melbourne.

(Mit Bild auf Seite 252.)

In der anglikanischen Kirche, wo ein besonders uniformirter, mit Chorhemd und Tellerkappe angethaner Chor bei den Gottesdiensten mitwirkt, galt es bisher als Gesetz, daß nur Männer und Knaben diesen Chören angehören durften. Aber vor einiger Zeit ist man erstmals in Melbourne davon abgewichen und hat in der St. Paulskathedrale einen weiblichen Kirchenchor errichtet. Unser Bild auf S. 252 zeigt seine Mitglieder in ihren charakteristischen Kostümen.

Kämpfende Bisons.

(Mit Bild auf Seite 253.)

Die Bisons oder amerikanischen Büffel findet man gegenwärtig nur noch am oberen Laufe des Mississippi und westlich vom Mississippi, vom Großen Sklavensee, unter dem 60. ° nördl. Br., bis zum Rio Grande. Die Thiere leben gesellig, jedoch bilden die Stiere den größten Theil des Jahres hindurch gesonderte Trupps und ebenso die Kühe mit den Kalbern. Im Juli und August finden die Stiere sich aber bei den Kühen ein, um sich jeder eine Gefährtin zu wählen. Dabei geht es nicht ohne Kampf und Streit ab, denn häufig bewerben sich mehrere Stiere um ein und dieselbe Kuh. Dann entbrennen solche Zweikämpfe, wie wir einen auf unserem Bilde S. 253 dargestellt sehen, und die nicht eher enden, als bis einer der beiden Streiter als unanfechtbarer Sieger daraus hervorgegangen ist.

Nur ein Ball.

Aus den Erinnerungen eines österreichischen Beamten.

Von **Julius Syrutschek.**

(Nachdruck verboten.)

Nach fünfjähriger Abwesenheit war ich in meine Vaterstadt wieder zurückgekehrt, nachdem ich in der Landeshauptstadt meine Studien beendet und meine Prüfungen abgelegt hatte. Es war mir sehr angenehm, daß man mich dem Kreisgerichte in meiner Heimathstadt zur Dienstleistung, wenn auch zunächst noch als überzähliger und unbesoldeter Auskultant, zugetheilt hatte.

Da ich ohne Geschwister und nähere Verwandte war, so mußte ich mich nach einer möglichst bescheidenen Junggesellenwohnung umsehen, denn der Nachlaß meiner Eltern war gerade nur groß genug, daß er mich zur Noth für einige Jahre über Wasser hielt.

Es war ein äußerst einfaches Zimmerchen, für das ich mich endlich entschied. Im zweiten Stocke gelegen, hatte es nur ein Fenster, von dem aus man auf den engen Hof hinuntersah. Das Haus selbst war nur zweistöckig, so daß sich über dem Stockwerke, das ich bewohnte, schon das Dach erhob.

Von meinen übrigen Hausgenossen erfuhr ich lange nichts, bis mir endlich eines Tages ein junges Mädchen auf der Treppe entgegen kam, dessen Bläße und gleichzeitig große Schönheit auffallend war. Ich begegnete dann von da ab der blassen Schönen öfter, ohne daß dies aber zu weiterer Bekanntschaft geführt hätte, denn unser beiderseitiger Verkehr beschränkte sich auf's Grüßen. Erst nach und nach erfuhr ich, daß meine Nachbarn eine alte Oberstenwittwe, Namens Wechsler, und ihre Tochter Tini wären, die mit der noch älteren unverheiratheten Schwester der Ersteren zusammenwohnten. —

Es war in einer lauen Frühlingsnacht, als



Ein Damenkirchenchor in Melbourne. (S. 251)

ich infolge eines Geräusches gegen meine sonstige Gewohnheit aus meinem Schlafe plötzlich erwachte. Ich achtete nicht weiter darauf und schlief bald wieder ein. In der nächsten Nacht wiederholte sich die Sache wieder, ebenso in den beiden nächstfolgenden Nächten, ohne daß ich bei meiner Schlaftrunkenheit hätte ausmachen können, welcher Art das Geräusch war und woher es stamme. Da die Uhr mir zeigte, daß es regelmäßig zwischen Eins und Zwei war, so stellte ich am folgenden Abend meinen Wecker so, daß er mich um ein Uhr Nachts weckte. Der Mechanismus that seine Schuldigkeit, und so lag ich denn von da ab mit offenen Augen im Bette, die zweite Stunde abwartend.

Plötzlich schien es, als ob gerade über meinem Kopfe sich Jemand vorsichtig auf dem Boden hinbewege. Der Dachboden war mit Ziegeln belegt, und mehrere derselben mußten unmittelbar über mir locker sein, so daß sie, wenn man noch so vorsichtig über sie hinschritt, etwas klapperten. Zudem empfand ich genau die Erschütterungen der Decke, wie sie bei leicht gebauten Häusern sich so deutlich bemerkbar machen, wenn Jemand über sie hinschreitet.

Soviel war sicher, es befand sich Jemand auf dem Boden, der guten Grund hatte, möglichst geräuschlos sich über denselben hinzuschleichen.

Ich horchte eine Viertelstunde, es ließ sich kein weiteres Geräusch hören, und ich schlief endlich wieder ein. Meine Neugier aber war einmal erwacht, ich wiederholte meinen Versuch auch am nächsten Tage. Der Erfolg war derselbe.

Die Geschichte war mir entschieden unbequem, und ich beschloß, sofort in der Sache Schritte zu unternehmen. Ich hielt es für das Natürlichste, mich mit dem Besitzer des Hauses, dem Kaufmann Speichel, zu besprechen, und so stieg ich denn am nächsten Tage gegen die Mittagszeit in seine, im ersten Stocke gelegene Wohnung hinab.

Der alte Herr nahm die Sache ernster, als ich's gedacht, ließ seinen Sohn rufen, und Beide baten mich, die Nacht auf meinem Zimmer verbleiben zu dürfen, um sich von dem Erzählten selbst zu überzeugen. Gerne gewährte ich das, und so hörten wir nun alle Drei das geheimnißvolle Geräusch.



Kämpfende Bisons. Originalzeichnung von F. Specht. (S. 251)

„Es ist unzweifelhaft," sagte der alte Herr leise, „daß ein menschliches Wesen sich auf dem Boden herumtreibt. Wie es zu dieser Stunde hinaufkommt, zu welchem Zwecke es dorthin geht, ist mir ein Räthsel!"

Wir riethen, die Sache sogleich zu untersuchen, doch damit war der alte Mann nicht einverstanden. Er meinte, da sich die Erscheinung täglich wiederhole, sei kein Grund zur Eile, und er wolle daher vorerst sich noch polizeilicher Beihilfe versichern. Am anderen Tage machte denn auch gleich im Anfange der Bureaustunden der alte Herr Speichel meinem Amtschef einen Besuch, in dem er ihn um den nöthigen polizeilichen Beistand für unseren Feldzug bat. Dieser wurde sofort zugesagt, und mir die Amtsführung bei diesem Unternehmen übertragen, von dem wir sicher waren, daß es uns irgend einen diebischen Gesellen in die Hände liefern würde.

Noch im Laufe des Nachmittags waren zwei Polizisten in Civil heimlich zu mir gekommen und hatten mein Zimmer nicht mehr verlassen, auch Speichel und Sohn stellten sich am Abend wieder ein.

Um elf Uhr wurden die Lichter ausgelöscht, ein allgemeines Schweigen trat ein, wir machten es uns möglichst bequem, und während die beiden Polizeimänner wachten, gaben wir uns dem Genusse des Schlafes hin. Wir hatten beschlossen, Schlag zwölf Uhr uns auf den Boden und daselbst in unsere Verstecke zu begeben. Es währte daher auch nicht lange, daß wir von den beiden wachgebliebenen Polizisten wieder geweckt wurden. Gleich darauf verließen wir geräuschlos das Zimmer. Speichel der Aeltere hatte mächtige Filzschuhe über seine Stiefel gezogen, um jedes Geräusch zu vermeiden und sich andererseits nicht zu erkälten, während wir Anderen uns der Beschuhung entledigt hatten.

Im Hause war es todtenstill. Es war sicher, daß bereits Alles schlief. Wir hörten, auf dem Gange angekommen, wie die in der Wohnung meiner Nachbarsleute befindliche Schwarzwälderuhr regelmäßig tickte — dann stiegen wir die Bodenstufen lautlos empor.

Die Bodenthüre war, wie es die Hausordnung vorschrieb, zugeschlossen. Nachdem das Schlüsselloch vorsichtshalber eingeölt worden war, wurde die Thüre mit Speichel's Hauptschlüssel geöffnet.

Der Boden im Speichel'schen Hause war nicht eingerichtet, wie dies sonst in Städten zu sein pflegt, wo jede Partei ihren durch Riegelwände oder Latten abgetheilten Raum für sich hat. Hier war der Boden ein gemeinsamer, unabgetheilter. Die Parteien hatten sich über die Benützung miteinander geeinigt, und da ihrer im Hause nur sehr wenige waren, gab es keinen Streit. Auf der Speichel'schen Seite stand eine Unmasse alter Kisten und Fässer, von der Zeit noch herrührend, wo der alte Herr das Kaufmannsgeschäft in diesem Hause betrieben hatte. Aus dieser Benützungsweise des Bodens ließ sich noch eine weitere Eigenthümlichkeit seines Baues erklären. Nach dem Hofe zu befand sich nämlich in der Mitte des Daches eine thürartige Oeffnung, die mit einem kleinen Blechvordach versehen war. Mittelst einer mit Eisen beschlagenen Holzthüre war sie verschließbar, doch konnte man über ihren Zweck nicht im Unklaren bleiben, wenn man die an einem kräftigen Eisenarm angebrachte Rolle sah, die, an der Seite der Thüre angebracht, in den Hof hinausragte.

Mittelst dieser Rolle war in früheren Zeiten mancher Waarenballen von der Höhe des Daches in den Hofraum hinabgelassen oder von dort hinaufgezogen worden.

Diese Thüre stand während des Sommers Tag und Nacht offen, und durch dieselbe fluthete das Mondlicht in den Bodenraum hinein.

Unsere Verstecke waren bald aufgesucht. Hinter den Kisten und Fässern hatten wir einen ganz ausgezeichneten Stand, denn von dort aus konnten wir den ganzen Raum überblicken.

Es wurde Eins, es wurde halb Zwei, endlich Zwei. Unsere Erregung war auf's Höchste gestiegen, denn jeder Augenblick konnte und mußte uns die Lösung des Räthsels bringen.

Plötzlich fühlte ich, wie die Rechte des jungen Speichel krampfhaft nach meiner Hand griff. Mein Auge flog blitzartig durch den Raum.

Da sah ich eine weiße Gestalt, welche, die Augen starr auf das glänzende Mondlicht gerichtet, den Bodenraum betrat. Ein langes Frauenhemd bedeckte ihren Körper, aber die nackten Füße waren sichtbar. Das aufgelöste lange Haar wallte schleierartig herab.

„Eine Nachtwandlerin!" war der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schoß. „Meine Nachbarin!" war der zweite.

Ich sah gespannt in die jungen, schönen Züge und in das starr nach der Thüröffnung spähende Auge. Auch der alte Speichel, der auf der anderen Seite neben mir hockte, hatte meine Hand gefaßt; Keiner von uns wagte es, sich zu bewegen, zu athmen.

Plötzlich schien über die Gestalt eine eigene Bewegung zu kommen; mit hastigen Schritten, gleichsam in flüchtigen Sätzen, war sie zu der offenen Thüre gelangt. In mir bäumte sich alles Gefühl entsetzt auf; sollte die Unglückliche auf das Dach hinaus wollen? Eine heftige Angst erfaßte mich, es trieb mich herauszustürzen und sie zu packen, aber in dem Momente, in dem ich dies thun wollte, war sie bereits aus der Thür getreten und unseren Augen entschwunden. Wir wußten, daß sie nunmehr auf dem Dache sei.

„Keinen Laut, keine Bewegung!" flüsterte der alte Speichel uns zu. „Warten!"

Wir thaten es athem- und lautlos, aber in einer schrecklichen Aufregung. Kein Laut ließ sich von Außen hören und doch fürchtete ich, jede Sekunde müsse ein gellender Aufschrei erklingen, und dann ein dumpfer Fall zu hören sein, denn ich konnte es nicht glauben, daß sich die Somnambule auf dem glatten Dache werde halten können.

Indessen hatte der Lichtkegel, der durch die Thüre fiel, eine etwas andere Richtung genommen, und zwar lag er über jenem Theile des Dachbodens, der genau über meinem Zimmer sich befand. Dabei bezeichnete er gleichzeitig die gerade und kürzeste Richtung zum Bodenausgange.

Wie ein Blitz fuhr mir dies Alles durch den Kopf, als ich auch schon den leisen Schlag der fernen Uhr vernahm, der uns verständigte, daß es ein Viertel auf Drei sei.

In diesem Augenblicke erschien die Nachtwandlerin wieder in der Thüre. Sie schritt langsam zu dieser herein, und in dem Lichtkegel weiter gegen die Bodenthür zu. Plötzlich hörte ich deutlich das leise Klappern mehrerer loser Ziegeln unter dem Fuße der Dahinschreitenden genau so, wie ich dies eine Woche Nacht für Nacht vernommen. Gleich darauf verschwand die Gestalt geräuschlos im Bodenausgange.

Auch wir stiegen leise wieder hinab. Der alte Speichel hatte den Vorsatz ausgesprochen, noch im Laufe des Vormittags der Mutter der Nachtwandlerin über deren Zustand Mittheilung zu machen.

* * *

Kurze Zeit nach diesem Ereignisse wurde ich in die Landeshauptstadt versetzt. Meine unglückliche Nachbarin hatte ich nicht wieder gesehen, da sie einer Heilanstalt für Nervenkranke übergeben worden war.

Nach zehn Jahren erst kam ich in meine Vaterstadt zurück, indem man mich auf meinen Wunsch als Staatsanwalt an das dortige Kreisgericht versetzte.

Mein Ernennungsdekret war mir in der Tasche noch nicht warm geworden, als ich ein Glückwunschschreiben von meinem Freunde Speichel erhielt, in dem er mich einlud, vorläufig sein Gast zu sein, bis ich mich selbst eingerichtet haben würde. Ich nahm das Anerbieten natürlich mit Freuden an und wurde von der ganzen Familie auf das Herzlichste empfangen. Bald kam unser Gespräch auf städtische und persönliche Angelegenheiten, und da fragte ich denn auch nach dem Schicksale der Nachtwandlerin Tini Wechsler.

Die Mutter wäre vor einem Jahre gestorben, berichtete Speichel, und hätte dem Mädchen das gesammte, gar nicht unbeträchtliche Vermögen hinterlassen unter der Bedingung, daß sie ihre gänzlich vermögenslose Tante bei sich behalte.

Aus der Heilanstalt wäre Tini Wechsler schon nach kurzer Zeit vollständig geheilt entlassen worden, und von nächtlichen Spaziergängen auf den Dächern hätte man nie wieder etwas vernommen, bis man sie vor zwei Monaten eines Morgens als Leiche mit zerschmetterten Gliedern auf dem Hofe gerade unter der Dachrinne gefunden hätte. Die Untersuchung habe ergeben, daß das Mädchen von ihrem alten Leiden wieder befallen worden und bei einem ihrer unheimlichen Spaziergänge verunglückt sei. Die alte Tante sei anfangs ganz verzweifelt gewesen, jetzt aber wieder getröstet und scheine sich als alleinige Erbin ihrer Nichte gar nicht unbehaglich zu fühlen.

Ich bedauerte das arme, schöne Mädchen von Herzen, aber die Sache war mir im Grunde zu fern gerückt, als daß ich hätte lange dabei verweilen sollen. Erst einige Wochen später wurde ich in seltsamer Weise wieder an die Nachtwandlerin erinnert. Ich befand mich gerade wieder bei Speichel, als sich die Tante des verunglückten Mädchens anmelden ließ. Sie bewohnte noch immer die Zimmer, welche ehemals ihre Schwester und Nichte inne gehabt hatten.

„Sie wünscht in ihrer Wohnung einige Aenderungen und bestürmt mich damit nahezu täglich," sagte mein Freund zu mir, indem er Befehl gab, die alte Dame hereinzuführen.

Tini Wechsler's Tante trat ein. Ich hätte sie nie und nimmermehr erkannt, denn die Gestalt war zusehends verfallen. Sie ging ganz gebückt, das Haar war gebleicht, das Gesicht runzelig, farblos. In den Augen lag etwas sonderbar Aengstliches und gleichzeitig Stechendes.

Während sie mit Speichel sprach, zog ich mich in eine Fensternische zurück. Da wurde die Thüre aufgerissen und meines Freundes Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe, stürmten herein.

„Vater, Vater," schrie die Anführerin der Schaar, die siebenjährige Hertha, „er springt nicht, der dumme Ball springt nicht!" Dabei schleuderte sie einen Ball mitten in die Gesellschaft hinein, der dumpf aufschlug, dann nur ein wenig in die Höhe schnellte und Fräulein Bruß — so hieß die alte Dame — gerade in den Schoß fiel.

Die Frau starrte den Ball an, ein Zittern überlief ihren Körper, Leichenblässe überzog ihr Gesicht, sie streckte die Hände weit von sich, so daß es schien, sie wolle, von namenlosem Entsetzen übermannt, aufspringen und den Ball von sich schleudern. Aber sie war dazu scheinbar zu schwach, und dies erkennend, suchte sie ihn mit den heftig zitternden Händen wegzustoßen. „Der Ball — der Ball — das ist Tini's Ball — das ist der Unglücksball —

fort — fort — mit ihm!" schrie sie wild mit kreischender Stimme.

Ich horchte überrascht auf. Tini's Ball, Tini's Unglücksball? Diese Worte trafen das Ohr Speichel's und das meine sonderbar. Was hatte dieser Ball mit Tini Wechsler zu schaffen; was hatte dieser Ball angerichtet, daß die Erschreckte ihn den Unglücksball nannte? Wir sahen uns fragend, staunend an, dann blickten wir mit Spannung zu der Entsetzten hinüber. Wie es schien, wagten es ihre Finger nicht, diesen an sich so unschuldigen, ihr aber jedenfalls entsetzlichen Gegenstand anzurühren.

Wenn das Erschrecken des alten Fräuleins sich aus der Plötzlichkeit leicht erklärte, womit ihr der Ball in den Schoß fiel, so regte hingegen der räthselhafte Ausspruch, den sie beim Anblick des Spielzeuges ausgestoßen, sehr zum Nachdenken an. Es war augenscheinlich, daß ihr Erschrecken nicht in der plötzlichen Erscheinung eines Balles, sondern gerade dieses Balles seinen Grund hatte.

„Von wem habt ihr den Ball, Kinder?" fragte ich, als die alte Dame fort war.

„Von unserem Hausmeister — der Hausmeister hat ihn mir gegeben," versetzte Hertha.

„Ist der Hausmeister anwesend?" fragte ich Speichel.

„Jedenfalls," erwiederte dieser, drückte auf den Haustelegraphen und gab die nöthigen Anordnungen. Wenige Minuten später erschien der Gerufene.

„Woher haben Sie diesen Ball, Anselm?" fragte Speichel.

„Den Ball?" meinte der Mann. „Ei, den habe ich gestern Nachmittag in der Dachrinne vor der großen Bodenluke gefunden."

„Was hatten Sie in der Dachrinne zu suchen?" mischte ich mich in's Gespräch.

„Anselm ist gelernter Dachdecker," erklärte mein Freund.

„Erlaubst Du, daß ich an Ort und Stelle eine kleine Nachschau halte?" wandte ich mich an meinen Freund.

„Gewiß. Ist in Dir vielleicht gar der Kriminalist erwacht und witterst Du irgend ein Verbrechen?" setzte er lächelnd hinzu.

„Das gerade nicht," meinte ich nachdenklich, „aber ich möchte mich über die Herkunft des Balles thunlichst informiren. Vielleicht regt das weitere Gedanken an."

Ich nahm den Hut und eilte, da ich ja von früherer Zeit her das Haus in jedem Winkel kannte, geradenwegs auf den Boden; Speichel und der Hausmeister folgten.

Auf dem Boden stand Alles voller Kisten und Ballen, der Weg zur Fallthür aber war frei. Ein mit schmalen Schienen belegter Rollweg, der durch den ganzen Boden lief, führte zur Dachluke, welch' letztere geschlossen war.

„Seit wann ist dies hier Alles so verändert?" fragte ich, mich an Speichel wendend.

„Seit einem Monat, früher war Alles so, wie Du es von unserem nächtlichen Besuche vor zehn Jahren her kanntest."

Ich befahl dem Hausmeister, die Bodenluke zu öffnen. Er that es.

„Können Sie mir genau zeigen, wo der Ball lag?" fragte ich, hinausspähend.

„Wenn Sie sich ein bischen hinausbeugen, gewiß!" versicherte der Mann.

Ich hielt mich an dem Arme des Eisenkrahnes und beugte mich weit hinaus. Längs des Daches lief eine Dachrinne hin, dieselbe, welche seinerzeit die unglückliche Tini Wechsler zu ihren nächtlichen Spaziergängen benützt haben mußte.

„Wo haben Sie den Ball gefunden?"

„Dort," sagte der Hausmeister, etwa drei Meter nach links deutend. „Dort lag er in der Dachrinne."

„Wie glauben Sie, daß der Ball in die Dachrinne überhaupt hineinkam?" fragte ich.

„Die Kinder kommen nie auf den Boden; hinaufzuwerfen vermag ihn auch keines derselben! Zudem ist es gar kein ordentlicher Ball, sondern eine Holzkugel, wie sie Kinder bei ihren kleinen Kegelspielen haben, die man mit dicken Wollfäden überzogen hat."

„Ah, deswegen klagte Hertha darüber, daß der Ball nicht springen wolle," sagte ich.

Ich stand noch eine Weile und prägte die Situation meinem Gedächtnisse ein. Zu meinem Aerger bemerkte ich, daß all' diese Erhebungen wenig dazu beitrugen, die sonderbare Aeußerung des alten Fräuleins aufzuklären. Schließlich mußte der Ball doch durch irgend welchen Zufall da hinauf gelangt sein.

„Wer hat denn zuerst die Leiche Tini Wechsler's gefunden?" fragte ich, von der Dachthüre zurücktretend.

„Ich war der Erste, weil ich am frühesten im ganzen Hause aufstehe," erwiederte der Hausmeister.

„Und wo lag sie?"

„Auf dem Hofe, gerade unterhalb der Stelle, wo der Ball lag."

„Genau unterhalb der Stelle, wo der Ball lag?" fragte ich erregt, denn plötzlich kam mir die Ueberzeugung, daß zwischen dem Balle und dem Tode Tini Wechsler's ein Zusammenhang bestand; wurde dies nicht durch den Ausruf, den eine jähe Ueberraschung dem alten Fräulein erpreßt, bestätigt?

Ich sann eine Weile nach.

„Ja, aber wer soll den Ball in die Rinne geworfen haben?" fragte ich dann. „Sie selbst behaupten doch, Kinder kämen nicht herauf und von unten könne man ihn nicht herauf werfen."

Der Hausmeister besann sich eine Weile.

„Ich habe mir so meine Gedanken gemacht," sagte er endlich zögernd. „Ich denke mir, das arme Fräulein hat ihn selbst mit hinaus auf's Dach genommen."

Diese Erklärung befriedigte mich ganz und gar nicht, die Sache war möglich, aber sehr unwahrscheinlich.

„Gehen wir," sagte ich nachdenklich und gleichzeitig ärgerlich, noch immer so klug wie zuvor zu sein. Wir stiegen die Treppe hinunter und kehrten in das Zimmer meines Freundes zurück.

Wir grübelten noch lange über die Sache nach, ohne zu einem befriedigenden Ergebniß zu kommen, und als ich mich von Speichel endlich spät Abends verabschiedete, war meine Phantasie zwar erregt, aber sie hatte noch immer keine Lösung für das Räthsel gefunden.

* * *

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich durch ein stürmisches Läuten an der Hausglocke geweckt wurde, und gleich darauf meine Magd mit einem Briefe Speichel's hereinstürzte, den ihr der Hausmeister Anselm soeben als höchst dringend übergeben hatte. Im Augenblick glaubte ich, heftig erschrocken, daß in Speichel's Familie ein Unglück geschehen sei, aber ein Blick auf die Zeilen überzeugte mich, daß es sich um etwas Anderes handle.

Mein Freund theilte mir kurz mit, daß Fräulein Bruß in der Nacht schwer erkrankt sei und der Arzt wenig Hoffnung gebe. Ich möge sogleich kommen, es handle sich um höchst wichtige Dinge.

Mein Freund erwartete mich in der Wohnung der Kranken schon mit Ungeduld. In der letzten Viertelstunde war eine bedeutende Verschlechterung eingetreten, und der Arzt fürchtete das Aeußerste.

„Das Geheimniß des Balles ist in entsetzlicher Weise gelöst," flüsterte mir Speichel anstatt jeder Begrüßung hastig zu. „Tritt an's Bett und höre sie selber!"

In der Krankenstube war der Arzt und zudem Speichel's Magd mit jener der Kranken, welche sich vereint bemühten, die Phantasirende im Bette zu erhalten. In dem Momente, in dem ich in das Krankenzimmer trat, knarrte leise die Thüre.

Die Kranke richtete ihr fieberglühendes, glasiges Auge auf mich. Sie starrte mich an, dann stieß sie einen Schrei aus.

„Ich thu's nimmer — ich thu's nimmer, Tini — nie mehr!" schrie sie kreischend, mit heiserer Stimme, „aber bleib' draußen, bleib' draußen!" Plötzlich wurde sie still, ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, sie starrte in eine Zimmerecke. „Aha," flüsterte sie, „jetzt bist Du gerade in der Mitte der Dachrinne. Schau' Dich nicht um, Tini, schau' Dich nicht um, sonst kann ich den Ball nicht werfen. Jetzt — jetzt!" und einen Schrei ausstoßend, bäumte sie sich krampfhaft empor. „Jetzt hat Speichel's Hertha den Ball!" schrie sie, heftig bemüht, ihre Wärterinnen zur Seite zu stoßen. „Sie haben ihn — sie haben ihn — sie nehmen mir's Geld weg — das schöne Geld — das viele Geld — sie wollen mich einsperren! — Nein! Nein! Ich lasse mich nicht hängen — ich lasse mich nicht hängen!" Und die Kranke tobte mit Riesenkräften gegen ihre Umgebung, die Mühe hatte, sie im Bette zu erhalten. Schaudernd hatte ich den Worten gehorcht.

„Ahnst Du den Zusammenhang?" flüsterte Speichel, der an meiner Seite stand. Ich nickte, auf die Worte der Kranken horchend, die jetzt nur leise, zumeist nur Unverständliches, murmelte.

„Sie hat von den unheimlichen, nächtlichen Spaziergängen der Nichte gewußt," raunte mir Speichel zu. „Sie hat es jedenfalls auch gewußt, daß ein Ruf, eine schwache Berührung genügt, eine Nachtwandelnde zu wecken. Bei einem solchen Gange hat sie dem unglücklichen Mädchen, als dieses in der Rinne eben zwischen Leben und Tod schwebte, den schweren, unelastischen Ball auf den Rücken geworfen. Das Mädchen ist durch den heftigen Schlag erwacht und abgestürzt."

Die Kranke war plötzlich sehr ruhig geworden, der Arzt griff besorgt nach ihrem Pulse. Eine geraume Weile hielt er die schlaff herabhängende Hand, dann ließ er sie los.

„Sie steht vor ihrem ewigen Richter," sagte er, sich an uns wendend. „Die Gehirnblutung, die ich jede Minute erwartete, ist eingetreten."

— — — — — — — — —

Am nächsten Vormittage hatte ich in der Wohnung der Verstorbenen amtlich zu thun. Ich hatte den Auftrag erhalten, Alles zu durchforschen, um klarzustellen, ob blos eine Fieberphantasie oder wirklich ein Verbrechen vorlag.

Meine Aufgabe war bald erfüllt, denn in dem Schreibtische fand ich ein Testament und einen an Speichel gerichteten Brief.

Wir lasen den Brief gemeinsam. Er enthielt die Geständnisse einer Verbrecherin, die es fühlte, daß ihr der Tod täglich näher komme, und voll Verzweiflung und Reue ihr Herz erleichtern wollte.

Sie hätte keine Ruhe seit der Stunde des Verbrechens, schrieb sie, überall bei Tag und bei Nacht sehe sie bald die nachtwandelnde, bald die blutige Gestalt ihrer Nichte vor sich; in der Nacht trete diese an ihr Lager, hebe die Hand und weise ihr den Weg nach dem Dachboden, um sie zur Strafe für ihr Verbrechen vom Dache zu stürzen. Sie wisse es wohl, daß die Todte ruhig unter ihrem Grabhügel schlafe, und daß es nur ihr Gewissen sei, das sie so schrecklich mahne, aber dieser Mahner sei nicht zu verjagen, denn er lebe in ihr und mit ihr!

Und dann folgte das in's Einzelne gehende Geständniß über die aus Geldgier verübte Mordthat, die thatsächlich in der Weise, wie sie sich Speichel aus den Fieberphantasien der Kranken zurecht gelegt hatte, vollführt worden war. — Wohl hatte ja ihre verstorbene Schwester in ihrem Testamente der Tochter die Bedingung auferlegt, die Tante stets bei sich

zu behalten. Diese hatte aber gefürchtet, Tini könne sich verheirathen und diese Klausel dann nicht mehr einhalten; und so, immer mehr von den Dämonen der Habsucht umgarnt, zuletzt das gräßliche Verbrechen begangen. Ihr Testament enthielt die Bestimmung, daß das gesammte Vermögen den Waisen- und Armenstiftungen der Stadt anheimfallen solle.

„Das Gewissen ist der sicherste Vollstrecker jenes Urtheils, das der ewige Richter spricht,“ sagte Speichel erschüttert, als er den Brief zu Ende gelesen hatte.

„Und der Tod der Bote der Barmherzigkeit für ein belastetes Herz,“ setzte ich hinzu. —

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine Postfahrt. — Im Jahre 1805 reiste der schwedische Kammerrath v. Ehrenzweig mit der Post nach Halle. Die Erfahrungen, welche er auf dieser Reise mit der Post machte, drückte er in einem Briefe aus, welchen er im November 1805 an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, richtete. Er sagt in diesem Briefe: „Die Zerbrechung meines Reisewagens im Fränkischen veranlaßte mich, mit der ordinären Post zu reisen. So lange ich Reichs- oder preußische Post hatte, fand ich keine Ursache, meinen gefaßten Entschluß zu bereuen, aber wie erstaunte ich, als man mir nun den kursächsischen Wagen, der von Naumburg nach Halle fährt, vorführte. Nicht nur, daß wir, unerachtet die Post die ganze Nacht durchfuhr, erst den andern Morgen um elf Uhr in Halle ankamen, nicht genug, daß ein ganzer Haufen sogenannter blinder Passagiers aufgeladen ward, dies sind Kleinigkeiten im Vergleich des Sitzes, des Wagens selbst. Lassen Eure Durchlaucht sich das Fuhrwerk, welches von Naumburg nach Halle geht, vorzeigen, Sie werden selbst finden, daß es keinen Stuhl, keinen Sitz, keine Bedeckung, kurz, weder die geringste Bequemlichkeit, Sicherheit noch Schutz darbietet; man ist in Lebensgefahr auf demselben, besonders zur Nachtzeit, wo so leicht den Reisenden der Schlaf überfällt und er jeden Augenblick befürchten muß, vom Wagen herunter zu fallen und zwischen den Rädern auf eine schreckliche Art verstümmelt zu werden. Wir Alle, welche damals zusammen auf dem Postwagen reisten, hatten in zwei Nächten nicht geschlafen, bei dem langsamen Fahren war es unmöglich, der Ermüdung zu widerstehen; damit nun Keiner im Schlummer vom Wagen fiele, kam man überein, wechselseitig zu wachen. Aber die Natur behielt die Oberhand. Es fand sich, daß der die Aufsicht und Wache führende Reisende selbst einschlief, und es mußten daher Zwei sich vereinigen, welche zu gleicher Zeit wachten. Es ist doch empörend, wenn man mitten im deutschen Reiche, in einem seit Jahrhunderten für poliziert gehaltenen Lande wie Sachsen, nicht für sein Geld auf dem öffentlichen Postwagen reisen kann, ohne der offenbaren Gefahr ausgesetzt zu sein, sein Leben zu verlieren, oder zum Krüppel zu werden, und es nur gleichsam durch mühsames Nachsinnen dahin bringen kann, sich einigermaßen davor zu sichern.“

Am Schlusse sagt der Briefsteller, daß der Kurfürst „seine Anzeige sicherlich mit Vergnügen aufnehmen und mit Freuden einen Mißbrauch abändern werde, der Sachsen zur Schande gereiche.“ [E. T.]

Ein junger Held. — Bei einem Gefechte zwischen Deutschen und Türken im Jahre 1542 sah der schwäbische Ritter Eike v. Reischach von fern einen geharnischten Ritter viele Türken erschlagen und endlich selber fallen. Da rief er: „Dieser brave Gesell ist wohl eines ehrlichen Begräbnisses werth!“

Er suchte die Leiche und fand — seinen eigenen Sohn! [E. K.]

Humoristisches.



Unberechtigter Vorwurf.

Amtmann: Schämt Ihr Euch nicht, so verwahrlost herumzulaufen. Das Hemd sieht Euch ja überall hervor!

Stromer: Unmöglich, Herr Amtmann, ich habe ja gar keines an!



Unnöthige Verzögerung.

Herr: Ach, Fräulein Marie — mir drückt es fast das Herz ab — ich muß es Ihnen nun aber endlich gestehen: ich liebe Sie unaussprechlich, namenlos!

Fräulein: Aber, mein lieber Herr Fischer, warum haben Sie mir denn das nicht schon längst gesagt? Auch ich liebe Sie von ganzem Herzen! Hätten Sie eher davon gesprochen, könnten wir jetzt schon — verheirathet sein!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung des Bilder-Räthsels: Wappen der Schneider-Innung in Nr. 31:

Die Buchstaben des Spruchbandes müssen nach den Farben der über ihnen befindlichen Zwirnspulen abgelesen werden und zwar von links nach rechts, wobei erst schwarz, dann grau (schraffirt) und zuletzt weiß kommt. Die Buchstaben aller drei Sorten geben den Satz: Kleider machen Leute.

Buchstaben-Räthsel.

(10 Buchstaben.)

„Ich muß,“ sprach er mit Beben,
„Dir heute eins bis zehn:
So will ich nicht mehr leben!
Kannst Du nicht vier bis zehn,
Was Dir mein Herz gegeben,
Muß fort ich sechs bis zehn,
Und werde mich bestreben
Mein Herz zu fünf bis zehn.“

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 33.

Homonym.

Was in des Krieges blut'gem Streit
Die Todesboten jäh entsendet,
Hat — reicht's der Jünger Aeskulap's —
Von Manchem schon den Tod gewendet.

Auflösung folgt in Nr. 33. [Oscar Leede.]

Auflösungen von Nr. 31: des Räthsels: Der Versucher, der Versuch (er); des Kapsel-Räthsels: Rostock, Ost, Rock.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer)** in Thorn.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.